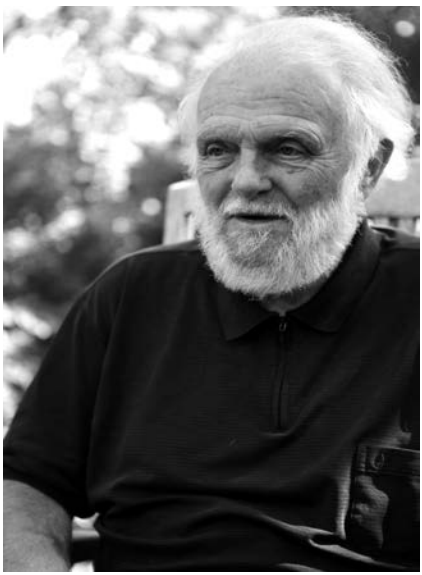
Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel
http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4910-7

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Vorbemerkung



Hans Thiersch

Lothar Böhnisch

Vor dem Hintergrund unserer langjährigen Freundschaft und Diskussionen haben wir uns in den letzten zwei Jahren immer wieder zu Gesprächen zur Position der Sozialen Arbeit in den Verwerfungen der Zweiten Moderne getroffen. Die Themen verfolgen unterschiedliche Aspekte, sie sind weitgespannt; wir haben diese Gespräche aufgenommen und dann redaktionell bearbeitet. Wir haben dabei den Duktus der Unterhaltungen beibehalten, denn wir wollten die in diesem Format angelegten Möglichkeiten des freien Abwägens, der offenen Assoziationen und auch der ungedeckten Überlegungen nutzen; wir hoffen, dass das auch für Leserinnen und Leser anregend ist.

Hans Thiersch und Lothar Böhnisch

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Grundlegungen

Es braucht eine am Leben ausgerichtete Ausgangsbasis sozialpädagogischen Denkens

Lothar Böhnisch (L.B.): In der vorindustriellen Gesellschaft lagen die Leiden offen. Heute sind sie definiert, in soziale Probleme eingerahmt. Werden sie dadurch nicht auch verdeckt?

Hans Thiersch (H.T.): Ich denke, es ist komplexer, ich versuche mich anekdotisch anzunähern. Früher hat mich einmal die Frage beschäftigt, was mit Othello, dem erfolgreichen, aber zur Eifersucht verführten Heerführer geworden wäre, wenn er heute lebte. Wir würden hoffen, dass sich Desdemona, seine Frau, wenn er sich in seinem Argwohn verfinstert und gleichsam besinnungslos wird, noch rechtzeitig von ihm loslösen könnte und zu einer Freundin oder besser ins Frauenhaus rettete, anstatt in der beklommenen und lähmenden Ahnung, dass etwas passieren wird, inbrünstig zu beten und auf ein Unheil zu warten. Ihm dagegen würden wir raten, in ein Männerprojekt zu gehen, damit er lernen könnte, mit seinen Gefühlen anders umzugehen, als sie in Wutausbrüchen und Gewalt auszutoben und sich in einen Mord hineinzusteigern: „Ehe ich dich tötete, küsste ich dich".

L.B.: Dieser Satz könnte auch in einem heutigen Gerichtsprotokoll zur häuslichen Gewalt als Beteuerung des Täters stehen.

H.T.: Heute empfinden wir ein solches Geschehen als Verbrechen, das, hätte man rechtzeitig eingegriffen, vermeidbar gewesen wäre, während man doch damals dachte, es sei ein unaufhaltbares Schicksal, von dem man mit Entsetzen hört, das Angst und Schaudern erregt und auf Mitleid setzt, „das ist das Leben". Wir heute denken, es müsste sich nicht so dramatisch und hoffnungslos fügen und wenn es das tut, ist – so scheint uns – viel unterlassen worden, was möglich und nötig gewesen wäre, was hätte eingreifend, vorbeugend, abfangend und helfend getan werden können. Ich war neulich in einem Drama von O'Neill, da ging es um Alkoholismusexzesse, beinahe wie im Lehrbuch. Ich saß davor und konnte es kaum aushalten und dachte nur immerzu: Hört auf, holt euch einen Therapeuten, geht in eine Selbsthilfegruppe, so uninformiert und jenseits aller Hilfen darf man

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

doch heute nicht in den Abgrund taumeln. Das ist nicht Schicksal, das ist ungekonnt.

L.B.: Hier geht es aber doch um Projektionsflächen, die man bietet, die man braucht, um die verdeckten Ängste und Lüste abspalten zu können. Solche exzessiven Antriebe sind doch bei allen irgendwie da, aber zivilisatorisch mehr denn je in einer Gesellschaft unterdrückt, in der man selbst dauernd auf sich achten muss, dass man funktioniert, egal welche Abgründe sich dabei in einem auftun. Nicht nur viele der gegenwärtigen Inszenierungen im Theater greifen da hinein, auch mancher Filmregisseur langt da richtig zu. Therapeuten fallen da vielleicht uns ein, den meisten Zuschauern kämen sie als aufgeklärte Langweiler entgegen, die einem den Kitzel nehmen wollen.

H.T.: Da fällt mir auch der Satz von Hegel ein, dass die aufgeklärte Welt keine Dramen mehr kennt, sondern nur noch Romane und Erzählungen. Ich möchte das mit dem Grundimpuls der Moderne zusammenbringen, in der die Menschen ihr Leben im Zeichen von Individualisierung und Biografisierung selbst in die Hand nehmen sollen, und denke an die alte Geschichte, die Pico della Mirandola erzählt. Nach der Erschaffung der Welt kamen alle Tiere der Reihe nach zu Gott, der Pfau erhielt seine Federn, der Elefant seinen Rüssel, jedes etwas Besonderes, Auffallendes, bis dann der Mensch kam und auch seine besondere Zier wollte; Gott aber sagte, dass er gar nichts bekäme, denn er habe sich selbst und seine Vernunft, er solle zusehen, wie er sein Leben gestalte. Dieses Gestalten ist sicher der Grundimpuls der Neuzeit und man kann Schritt für Schritt verfolgen, wie es sich auf immer weitere Kreise bezieht, erst auf die Gesellschaft und dann auf die inneren Dispositionen: Erst kam die Soziologie, dann weiter nach innen dringend die Psychologie und die Psychoanalyse, die nach Urgründen sucht, um sie aus dem Unbewussten hervorzuheben und gestaltbar machen zu können. Im Zug dieser Entwicklung steht auch die Sozialpädagogik. Leben, also Not, Verelendung, Hilflosigkeit und Verunsicherung, müssten gestaltbar sein, schicksalhafte Dramen müssten und dürften nicht sein.

L.B.: Deshalb lassen wir sie in der gesellschaftlichen Wirklichkeit auch nicht so nackt auf uns zukommen, sondern stecken sie in den Mantel sozialer Probleme und ziehen dann Fälle heraus, die bearbeitbar sind.

H.T.: Aber: Es ist doch auffallend, wie sich die moderne Kunst gnadenlos von diesem Optimismus entfernt. Je gestaltungsoptimistischer sich die Gesellschaft gibt, umso dramatischer hält sich in der Kunst das Bild von Hoffnungslosigkeit und Schicksalsgefangenheit. Nicht von ungefähr werden Therapie und Sozialpädagogik in diesem ästhetisch dramatischen Diskurs nur verächtlich über die Schulter angeschaut,

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

weil sie nicht begreifen, was Leben ist und dauernd davon reden, dass man doch helfen müsse und könne.

L.B.: Bei vielen dieser Inszenierungen wird aber der Gestaltungsoptimismus nicht nur maßlos, sondern in gewissem Sinne auch lehrstückhaft aufgebrochen, sodass man spüren kann: Je gestalteter, je rationaler der Mensch mit sich selbst umzugehen glaubt, desto mehr nähert er sich der Grenze, ja dem Abgrund, aus dem heraus ihm schwant, dass er sich seiner selbst nicht mehr sicher ist, dass das Subjekt eben nicht so ohne weiteres über sich verfügen kann. Wenn Bourdieu darin Recht hat, dass wir in die Epoche der Paradoxien eingetreten sind, dann scheint es normal zu werden, dass je gesicherter wir uns fühlen, desto größer die Angst ist vor dem, was unvorhergesehen auf uns hereinbrechen könnte.

H.T.: Das heißt doch, dass es in unserer Gesellschaft zwei Kulturen gibt. Einmal die Kultur der immer wiederkehrenden dramatisch aufbrechenden Ausnahmezustände, wie sie auf der Bühne und auf dem Bildschirm inszeniert werden. Zum anderen die moderne Selbstverständlichkeit, dass wir inzwischen in unseren sozialstaatlichen Verhältnissen Strukturen entwickelt haben, in denen solche wilden Dramatiken verhindert werden können, der Umgang mit ihnen jenseits von Verzweiflung und Zerstörung geregelt werden kann.

Insofern muss sich die Sozialpädagogik dazu bekennen, dass sie einen optimistischen Hilfswillen hat, der Struktur in die Lebensschwierigkeiten bringen und sie damit so thematisieren kann, dass sie bearbeitet werden können. Gleichzeitig kann sie aber das Gegenbild dramatischer Erinnerung und das Wissen von einer anderen Wahrheit des Lebens nicht negieren. Es gibt beides, die Anstrengung um einen bewältigten, gestalteten Alltag und die Erkenntnis, dass wir unseren Alltag ohne zugespitzte und dramatische Gegenbilder nicht in seiner Wahrheit fassen können. Ein dialektisches Spiel: Da die tägliche Hoffnung der Menschen auf einen gelingenden Alltag, dort die Symbole der menschlichen Hilflosigkeit, Verlassenheit und Abgründigkeit.

L.B.: Diese sich nicht schließende Dialektik von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit symbolisiert sich heute in den Medien. Die Ängste werden ins Bild gebannt, können so von der Sprache abgespalten werden in emotionale Projektionszonen der Abwehr. Man ist danach erschüttert bis angeekelt, aber kann es in dieser emotionalen Distanz dann doch von sich weghalten.

H.T.: Diese Gegenbilder werden aber immer extremer. Wie lange können solche extremen Bilder – in allen Kanälen täglich Operationen am offenen Herzen, Killer noch und noch, obszöne Outings en masse – wie

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

lange kann die Suggestion solcher Schreckensbilder in Relation zum Alltag gehalten werden? Die durchsichtige Hülle des schützenden Umgangs ist ja schon gerissen, wenn die medialen Inszenierungen die Wirklichkeit des Alltags vielfach übersteigern, verzerren und dadurch übergriffig werden, wenn Kinder fragen, warum um sie herum doch gar nichts Schlimmes passiert, wo doch im Fernsehen dauernd der Teufel los ist, dann werden Entgrenzungen sichtbar, die unweigerlich zu Orientierungsproblemen führen müssen. Die Funktion dramatischer Symboliken gerät ins Rutschen, die dramatischen Bilder geraten ins Alltagsleben hinein. Das Zutrauen zu sich selbst kann gestört werden. Dies zu erkennen, ist mehr als Kulturkritik.

Solche Entgrenzungen sollen aber nicht verdecken, dass es die Spiegelung des dramatischen Inneren in der Spannung zum Alltag braucht. Und deshalb ist in der Sozialpädagogik immer auch das reflexive Eingeständnis nötig, dass sie mit ihrer Problemintervention auch Lebensthemen überformt und zudeckt. Das ist die tragische Seite der Sozialpädagogik. Sie muss helfen, muss sich darauf ausrichten, den betroffenen Menschen ein gelingenderes Leben zu ermöglichen, dazu beitragen, dass sie handlungsfähig werden, und trotzdem erfährt sie immer von neuem, dass sie es nicht in der Hand hat. Bis in die Supervisionsliteratur hinein geht es immer wieder darum, mit Zufällen, mit unentwirrbaren Verquickungen, mit Schuld und Versagen umzugehen – ein Indiz dafür, dass Sozialpädagogik in der Spannung zwischen Gelingen und Scheitern steht, so wie sie das Leben bestimmt.

L.B.: Wenn man Leiden übergeht und es vorschnell in Fallhülsen und Problem-Etiketten packt, wenn man seine Angst nicht zur Sprache kommen lässt, weil sie nicht diagnostisch integrierbar ist, geschieht auch so etwas wie eine Entmündigung des Klienten. Die Sprache ist das wichtigste Mittel der Sozialpädagogik und sie muss so eingesetzt werden, das sie diese Spannung trifft. Es wird dauernd aktiviert, ermächtigt, ‚ressourcenorientiert' mit einer Selbstverständlichkeit gearbeitet, die voraussetzt, dass das Subjekt startbereit zu seiner Ermächtigung ist und nicht vielmehr das blockierte Opfer, der gebundene Gefangene seiner selbst. Man setzt an der Aktivierung an und übergeht die inneren Konflikte, die diese Aktivierung dann zwar zur Sache der SozialpädagogInnen, aber nicht immer zu der des Klienten machen. Was muss ich also tun, dass die betroffenen Menschen nicht gleich innerlich verstummen, weil sie sonst Angst haben, den Hilfeprozess, das Verfahren zu stören?

H.T.: Hier ist eine Selbstkritik sozialpädagogischer Sprachbilder und Haltungen notwendig. In der Beratung sind Professionelle heute bisweilen von einer gnadenlosen Freundlichkeit. Sie machen Angebote, und

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

denken und erwarten, dass diese angenommen werden. Wenn nicht, dann ist es entweder Widerstand oder Unfähigkeit – dann lässt man es halt laufen. Das ist eines der zwiespältigen Muster, das entsprechend verdinglicht auch immer wieder in der Sozialpädagogik gerne gebraucht wird: Alles, was nicht passt, ist Widerstand. Gerade der aber müsste zugelassen und als Eigensinnigkeit verstanden werden.

L.B.: Deshalb wäre auch mehr zu fragen, wann KlientInnen an der Jugendhilfe scheitern und nicht umgekehrt. Wenn das diagnostische Verstehen nicht erwidert wird, verschiebt man es einfach ins Unerklärliche. Aber vielleicht spielt auch hier wieder ein allgemeines Paradox mit. In einer Welt, in der alles erklärbar und verstehbar sein muss, wächst der Druck, nach dem Unerklärlichen zu greifen.

H.T.: Da gibt es offensichtlich ein Bedürfnis: In den Medien wurde anlässlich der Trauerfeier für den deutschen Nationaltorhüter Enke – der ja Suizid begangen hatte – hervorgehoben, dass der niedersächsische Ministerpräsident bei der Trauerfeier gesagt hatte, dieser Tod zeige, dass es Dinge im Menschen gäbe, die man nicht verstehen könne, die müsse man stehen lassen. Dies wurde allerseits als Erleichterung empfunden angesichts des Verstehens- und Deutungswahns, mit dem wir sonst alles überziehen. Es geht um den Umgang mit dem Rätselhaften, mit der Würde des anderen, die sich der Rekonstruktion entziehen.

Ich will dieses Wissen um das, was nicht verstanden wird, noch erweitern. In Goethes Faust gibt es den verwunderlichen Satz: „Denn alles was entsteht, ist wert, dass es zugrunde geht." Das Böse erscheint hier als Prinzip um seiner selbst willen. – Und es gibt ja immer wieder diese entsetzliche Hilflosigkeit angesichts des puren, unbegründbaren, sich nur in sich selbst erfüllenden Bösen. In diesem Zusammenhang ist ganz spannend, dass in der Sozialpädagogik die Auseinandersetzung mit dem Bösen als dem nicht Erklärbaren und sich Verweigernden offenbar nicht stattfindet. Stattdessen gibt es die Frustrations- und Deprivationstheorien, also Erklärungsmuster, die vorgeben, in etwas eingreifen zu können, was in vielem doch unverständlich bleibt.

L.B.: Man stellt in der Intention das Besiegen voran. Die Bösen sind zu besiegen, auch wenn das Böse bleibt. Im Vordergrund steht der Erhalt der professionellen Handlungsfähigkeit, die ja sonst prinzipiell gefährdet wäre. Hier stoßen wir auf ein generelles Problem sozialpädagogischer Intervention. Man möchte zu den Leiden der Menschen vorstoßen, aber hat Angst davor, dass diese Leiden so herausbrechen, dass sie nicht mehr als Probleme deutbar sind. Es bräuchte dazu mehr Zeit und Vertrauen. Professionalität heute ist oft Reduktion von

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Komplexität im Sinne der Komplexität von Zeit, Raum und Vertrauen. Menschliche Komplexität, Dramatik wird darin reduziert.

H.T.: Natürlich ist die Fähigkeit der Sozialpädagogik, auf ihre KlientInnen einzugehen, sie zu verstehen, im Verlauf der Professionsgeschichte ungeheuer gewachsen. Hier liegen Gewinne, die nicht wieder verloren gehen dürfen. Dies scheint heute aber in dem Maße umzuschlagen, in dem durch die Rationalisierung der Erfahrungen von Zeit, Raum und Beziehungen diese reduziert und standardisiert werden. Auf der interaktiven Ebene wächst der Druck zur Typisierung, nun sozialtechnologisch modernisiert. Dabei gibt es doch inzwischen eine biografisch orientierte Methodik, die das Sich-Einlassen auf das Eigene zulässt, ethnografische Zugänge, die den Respekt vor dem Fremden verlangen und ihn zu gestalten helfen. Wie kann ich den anderen als anderen stehen lassen? Mit der neueren methodischen Entwicklung aber wächst auch die Tendenz der Flucht vor dem Sich-Einlassen, haben die Versuche zugenommen, mit ausgeklügelten Eingriffskatalogen den Spagat zwischen dem offenen Sich-Einlassen und der zielführenden Intervention irgendwie – und legitimierbar – zu managen. Die Häufigkeit der Auffälligkeitsmerkmale und ihre Korrelationen und Kausalableitungen stehen im Vordergrund und nicht die so schwer ergründbare Lebensgeschichte der Betroffenen.

L.B.: So ist längst eine Spaltung der Profession zu beobachten: Die einen, die das Verstehen weiterentwickeln und Räume und Beziehungen anmahnen, in denen sich die KlientInnen öffnen können, die die Chance des Unvermuteten genauso erhalten, wie die Gewissheit, dass das Risiko des Scheiterns genauso anerkannt wird wie die Hoffnung des Gelingens. Bei anderen ist der Aspekt der Steuerung in den Vordergrund getreten. Man versucht, die menschliche Komplexität vorauseilend technologisch und typisierend zu bannen.

H.T.: Deshalb braucht es eine am Leben und nicht am professionellen Handeln orientierte Ausgangsbasis sozialpädagogischen Denkens. Die Sozialpädagogik kann der Feind des Lebens sein, weil sie eingreift, typisiert, verengt. Aber sie kann auch das Dramatische, Abgründe-Aufbrechende des Lebens zähmen, ohne diese Abgründe zuzuschütten. Sie muss sie kennen: Sie muss das Drama anerkennen und doch zu integrieren versuchen. Aber dazu braucht es Räume und Umwege, die – auch – von der Sozialpädagogik gestaltet werden können.

Es darf nicht aufgehoben werden, dass das Verständnis von Leiden in sozialstaatlichen Problemdefinitionen zu einer neuen Qualität der Bewältigung geführt hat. Wenn Armut nun sozialstaatlich als das

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

Recht definiert wird, unterstützt zu werden, dann wird der Grundcharakter des *Dennoch* der Sozialpädagogik offenkundig.

L.B.: Inzwischen kommt von der neoliberalen Seite das Unwort von der „gefühlten Armut". Diese wird dann eben nicht als soziales Problem anerkannt.

H.T.: Das ist ja eine grandiose Verkennung dessen, was die Anomietheorie schon erkannt hat: Wenn die Menschen erfahren, dass die Gesellschaft Ziele vorgibt, aber nicht die Mittel dazu, dann wird sie als regellos erlebt und damit geht die menschliche Antriebskraft zurück; der Antrieb, sich an der Gesellschaft aktiv zu beteiligen, schlägt in Rückzug um.

L.B.: Sozialpädagogik wird nun dahingehend denunziert, dass man ihr vorwirft, sie reagiere auf die Gefühle und nicht auf die objektiven Umstände. Sie ginge damit den Betroffenen auf den Leim. Die hatten doch alle Möglichkeiten und wenn sie die nicht nutzen, muss eben die Unterstützung reduziert werden. Fordern und Fördern. Ist es da verwunderlich, wenn SozialpädagogInnen sagen: Vielleicht ist das gar nicht so schlecht mit der Rationalisierung der Zugänge zum Klienten. Wir gehen ihnen dann nicht so leicht auf den (Gefühls-)Leim.

H.T.: Ich bleibe aber dabei und beharre darauf: Beziehung und Zeit sind notwendig, damit menschliches Leben, das eben in Gefühlen verwoben ist, zur Sprache kommen kann. Erst von da aus kann ich als Sozialpädagoge sehen und entscheiden, welche Optionen es für diese Menschen gibt.

L.B.: Hier sieht man, wie zentral der Begriff der funktionalen Äquivalente für eine Sozialpädagogik sein kann, die erst einmal die Lebensdramatik in ihren KlientInnen zum Zuge kommen lässt und nicht den zweiten Schritt – die Intervention – vor dem ersten – dem Zulassen – tut. Das Modell der funktionalen Äquivalente, der Eröffnung alternativer Räume und Beziehungen in sozialpädagogischen Projektmilieus, setzt ja gerade darauf, dass die SozialpädagogInnen mit ihren Interventionen auf das eingehen müssen, was die Betroffenen bewegt, damit sie ihnen Möglichkeiten dafür schaffen können, zu spüren, dass sie auch anders weiterkommen, ohne sich aufgeben zu müssen.

Und noch etwas: Eigentlich bezieht sich die Diskussion um die soziale Hängematte nur vordergründig auf die sozial Benachteiligten. Eher ist es – schaut man sich das Gesundheitswesen an – die allgemeine Konsumhaltung, die sich gegenüber sozialen Gütern entwickelt hat, und im Widerspruch zur neoliberalen Strategie steht, Selbstverantwortung für Risiken zu forcieren. Dies spielt sich ja auf einem Markt ab, zu dem die KlientInnen der Sozialpädagogik kaum Zugang haben. Nun soll aber dieser Markt im neoliberalen Anschein vernünf-

Leseprobe aus: Thiersch, Böhnisch, Spiegelungen. Lebensweltorientierung und Lebensbewältigung, ISBN 978-3-7799-4910-7
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel

tig sein; deshalb wird die allgemeine soziale Konsumhaltung auf jene projiziert, die außerhalb des Marktes stehen. So wird dann auch die Sozialpädagogik mit hineingeredet, obwohl ihr Programm ein anderes ist.

H.T.: Wir müssen deshalb der neoliberalen Fraktion hartnäckig entgegenhalten, dass das Programm der Sozialpädagogik immer schon Hilfe zur Selbsthilfe heißt und damit – wenn man sie recht verstünde – gar nicht so weit vom Primat eines Förderns zur Selbstzuständigkeit entfernt ist, allerdings im Rahmen der Solidarität der Gemeinschaft.

L.B.: Letzteres ist wichtig, denn die neoliberale Formel ist umgekehrt zur sozialpädagogischen gedacht: Es wird nur gefördert, wenn die Forderung erfüllt ist. In der Sozialpädagogik heißt es dagegen: Wir müssen erst fördern, den Menschen sich entwickeln lassen, dass er biografisch so handlungsfähig wird, dass er die arbeitsgesellschaftlichen Anforderungen überhaupt bei sich integrieren kann.

H.T.: Ich möchte aber noch einmal zurückgehen und auch festhalten, dass, wenn wir unsere Erfahrungen aus Praxisbegleitung und -beratung zusammennehmen, deutlich ist, dass diejenigen, die sich im Sozialkonsum treiben lassen, nur einen geringen Teil der KlientInnen ausmachen.

L.B.: Und wenn dann immer wieder gestichelt wird, die Soziale Arbeit sei ein „Versorgungsterrain erlernter Hilflosigkeit", so muss man aus der empirischen Erfahrung heraus entgegenhalten, dass die KlientInnen schon mit dieser Hilflosigkeit in die Sozialarbeit kommen und hier zumindest die Chance erhalten, damit so umzugehen, dass sie einigermaßen handlungsfähig bleiben oder werden.

H.T.: Alles, was wir in der Sozialpädagogik diskutieren und entsprechend umsetzen wollen – Anerkennung der lebensweltlichen Kräfte und des Bewältigungsstrebens – ist gegen diese Denunziation der Klientel gerichtet. Insofern ist es schon problematisch, dass es zunehmend Kreise auch in der Sozialpädagogik gibt, die meinen, mit dieser Programmatik könne man angesichts der postsozialstaatlichen Wende nichts mehr ausrichten. Im Gegenteil: Ohne eine solche insistente Sozialarbeit sähe die soziale Landschaft bei uns – das zeigen ja auch die Folgen der Wirtschaftskrise in den 2000er Jahren – anders aus: mehr soziale Exklusion, mehr soziale Spaltung.

L.B.: Hier sind wir bei dem Grundproblem des gegenwärtig gestörten Verhältnisses von Sozialarbeit und Sozialpolitik angelangt. Die Politik der Anerkennung, die zum Kern sozialstaatlicher Sozialpolitik gehört, hat an Durchsetzungskraft wie an politischer Stützung verloren. Indem der moderne Sozialstaat sozialstrukturell bedingte Lebensschwierigkeiten und Benachteiligungen als soziale Probleme anerkennt, hebt er